

(Nachdruck verboten.)

19)

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Die Staffeln waren verschneit. Die Wallfahrerin hatte fichtliche Mühe gehabt, hinauf zu gelangen, überall sah man das Eingreifen der Hände.

Mit einem kräftigen Schwung war Flori oben, dicht vor dem Eingang. Die Knie wankten ihm vor seligen Schauern. In überirdischem Purpurglanz, auf Silberwolken, von Engeln umschwebt, thronte die Himmelkönigin in blauem, sternbesätem Mantel, eine blinkende Krone auf dem Haupte. Sie schien sich milde lächelnd vornüber zu beugen zur Veterin herab, deren Haupt förmlich in ihrem Schoße zu ruhen schien, mitten im gelben Scheine einer brennenden Wachskerze.

Die Veterin bewegte sich nicht, nur das innige Falten der erhobenen Hände verrieten die stumme Andacht ihres Flehens.

Flori stand ganz zerknirscht an der Pforte. Er hatte sich allerhand Spassiges ausgedacht unterwegs, wie er das Resl überraschen wolle, und jetzt hätte er es nicht um eine Welt gewagt, nur ihren Namen zu flüstern oder gar, wie er es sich freventlich vorgenommen, sie um den Hals zu fassen, und — er wagte es gar nicht zu denken, in dem geweihten Raume, im Angesicht des heiligen, wunderbaren Bildnisses — zu küssen!

Am besten wär's, er schliche sich wieder ungesehen zurück und auf und davon. Was will er denn? Den himmlischen Frieden stören von dem armen, braven Mädchel?

Da drang lautes Schluchzen an sein Ohr, die die ganze Gestalt der Veterin erzitterte.

Mit dem Frieden war es nicht weit her, deshalb durfte er schon bleiben.

„Gabe Erbarmen mit mir, Du Gnadenreiche,“ begann Resl, das Haupt erhebend, voll Inbrunst, „und zeig mir den recht'n Weg! Und wenn's a Sünd is, daß i ihn so gern hab', so viel gern, lieber als alles in der Welt, so gib mir a Zeich'n! Droh mit 'n Fing'r, schau mi recht zornig an, net so liab und gut, als woll't sagen, 's is mir ja recht, Resl, bleib's nur fromm und brav. Das woll't'n wir ja gern, gern! Net wahr, Flori?“

Da umfaßten sie zwei kräftige Arme, ein Mund bannte den Schrei des Entsetzens auf ihren Lipen.

Flori hielt sie an sich gepreßt, zitternd, bebend, sich seiner selbst nicht bewußt. Einen Augenblick wurde es ganz still, nur die Kerze knisterte, dann entwand sie sich ihm. Beide blickten, selbst entsetzt über das Geschehne, zu dem Gnadenbilde auf.

Wenn sie jetzt nicht den Finger drohend hob, nicht zornig blickte! Aber nichts von alledem. Sie lächelte noch viel lieblicher und das Purpurlicht flammte noch herrlicher um die Engelsköpfe.

„Glaubst no, das a Sünd is?“ fragte Flori.

Resl sandte, vom mythischen Licht der Kapelle ganz übergossen, einen dankbaren Blick hinauf zu ihrer Patronin. „Jetzt nimmer!“

Als Flori sie von neuem umfassen wollte, wich sie zurück, wie Schutz suchend bei dem Gnadenbilde.

„Gar z'viel darfst ihr do net zuamat'n. Faß an heil'gen Gedank'n, Flori, nacha gehn ma.“

Und sie knieten beide vor dem Opfertisch, auf dem die Kerze unter unzähligen Stumpen brannte.

Flori wagte nicht mehr aufzusehen, erst als Resl einen tiefen Knix machte und ihre Stiefelchen klingen hörte auf den Steinfliesen folgte er.

Aus dem engen Raum tretend mit seinem sanften Lichte, der erfüllt war von dem Rauch des Ueberirdischen, erschraf Resl vor der lichterfüllten endlosen Weite, den kühn aufragenden Spitzen und Hörnern, den massigen Wänden und zerrissenen, in dunkle Schatten sich verlierenden Schlünden.

Da stand sie wieder in ihrer ganzen Hilfslosigkeit, den grausamen, finsternen Mächten der Wirklichkeit preisgegeben, vor denen sich ihr Herz furchtsam zusammenzog.

Ganz anders fühlte Flori. Auf ihn drückte die Enge, und das künstliche Licht der roten Kapellenfenster verwirrte ihn. Er atmete wie befreit auf und blickte mit dem Herrengefühl, welches die Höhen verleihen, hinaus auf die Pracht der Umgebung.

„Is das schön!“ rief er.

Resl klammerte sich ängstlich, vom Schwindel erfaßt, an die Felswand, die entlang dem schmalen Pfad abwärts führte. Flori legte den Arm um ihre Hüften, sie zu stützen. „Wie bist Du denn nacha auffakomma, sag, Resl?“ fragte er.

„Das hat der Glaub'n gemacht.“

„Und wenn Dir der Glaub'n auffag'hol'n, meinst net, daß Dir sein Kamerad abihelf'n könnt?“ fragte Flori verstimmt.

„Wer is denn sein Kamerad?“

„Aber, Resl! Was hängt denn beim Kreuz? 's Herzl, net wahr?“

Das Mädchen errötete tief und senkte den Blick. Das blaue Brusttuch hob sich stürmisch.

„Flori! Du mußt net so red'n — da packt mi der Schwindel — grad do —“

Flori ergriff ihre Hand, welche sie vor das Antlitz gelegt, und entfernte sie sanft.

„Grad do sollst es sag'n, was in der Kapell'n g'sagt hast. I mein' alleweil, unser Herrgott hört's da no viel besser, und Zeug'n wär'n a verlässige da rings umanand.“

Sie war jetzt ganz in seiner Macht. Sinter ihr die Wand, vor ihr der Abgrund, und doch blickte sie lieber da hinab als in Floris Antlitz.

„Soll i Dir drauf helf'n? „Daß i ihn so gern hab' — so viel gern —““

Da riß sie plötzlich ihre Hände gewaltsam aus den seinigen, aber im nächsten Augenblick flochten sie sich um seinen Hals.

„Lieber als all's in der Welt,“ klang es in sein verzücktes Ohr.

Diesmal währte die Umarmung viel länger, kein Schrei des Entsetzens störte, kein erschrecktes Auseinanderprallen endete sie.

Die Berge schienen Resl gar nicht mehr so ernst und drohend — das machte wohl die leise Röte, welche sie schon durchglühte — die Abgründe gar nicht mehr so verderbenbringend und von Schwindel keine Spur mehr. Daß sie immer wieder Floris Hand bedurfte, oft auch eine ernstliche Hilfe im Sinübererschwingen dringend nötig war, war ja selbstverständlich.

Auffallend war nur, daß man trotz des Springens und Autschens, trotz der atemlosen Eile das Schneefeld unter dem Großvogel erst erreichte, als schon die Spitzen und Schneiden, die Nadeln und Hörner in purpurnem Rot erglühten.

Es galt aber auch, ein ganzes Leben zu erzählen. Alles war neu im neuen Lichte und man war erst bei der Gegenwart angelangt. Welchen Weges hätte es erst bedurft, die Zukunft zu enthüllen?

Lipp, der Knecht, war schon in der Hütte, zwischen den Zugen des Daches ringelte sich bläulicher Rauch empor.

Flori wäre am liebsten mit Resl vor ihn hingetreten. „Da hast die Wallfahrerin! I hab' g'wußt, daß sie's is, und grad desweg'n bin i ganga. Jetzt geh 'nunter und sag's dem Vater.“

Er hatte ein Bedürfnis, heute noch vor irgend etwas Lebendem seine Liebe zu bekennen. Die stummen Berge genügten ihm nicht.

Resl aber drängte nach Hause, und das feine Rosa, das jetzt die Schneefelder sanft übersflog, gab ihr recht.

Flori begleitete sie noch durch den Almwald. „Grad no bis zu der hohen Fichten.“

Da geschah der erste Abschied.

„Flori, wirst den Tag a nia vergess'n?“

Flori verschloß ihr mit einem Kusse den Mund.

„Aber jetzt fehr um, Flori. I bitt' Di!“

„Grad no bis zum groß'n Stoan.“

Da geschah der zweite Abschied.

Der kühle Schatten des Waldes hatte sie aufgenommen. „Flori, i könnt' nimma leb'n ohne Di! Die heilige Mutter von der Ferleskunt soll mir vergeh'n.“ Thränen

riefelten über ihre Wangen. Als Flori die letzte aufgetüßt, riß sie sich rasch los und slog den Berg hinab.

Flori horchte, bis der letzte Tritt verhallt war. Jetzt erst fiel ihm siedheiß ein, daß sie über die Hauptsache noch gar nicht gesprochen, was geschehen soll.

„Weil's a gar so eilig hat,“ sagte er verdrießlich, auf die Alm zurückkehrend.

Lipp lächelte über seiner Brennsuppe. Er stellte keine Frage, nach seiner Gewohnheit.

Flori ärgerte sich darüber, er war fest entschlossen, offen zu bekennen, wen er oben getroffen. Er fühlte eine Kampfbereitschaft in seinem Innern, die nach Bethätigung lechzte. Das stumpfsinnige Schweigen, während sein Inneres garte, war unerträglich.

„Schön is da oben,“ begann er nach einer Weile.

„Das glaub' i!“ erwiderte Lipp, gelassen weiter essend.

„Aber hart zum Sehen,“ begann Flori von neuem nach einer unerträglichen Pause. „Erst für a Mädle,“ rief er nach weiteren erfolglosen Worten, fast zornig. „Da könnt' leicht was passier'n.“

„A schon!“ meinte Lipp unerschütterlich.

„Wär' Dir wohl ganz gleich, wenn Du nur Dein' Schmalzsupp'n haßt,“ brannte jetzt Flori auf.

„Was könntst mach'n?“ erwiderte der Knecht in unerschütterlicher Ruhe.

„Reit'n könntst, helf'n! Was ma halt thuat in so an Fall.“

Flori sprach sich in eine große Erregung hinein.

„Wirst Du schon thuan hab'n, was ma thuat in so an Fall.“

Flori glaubte, einen Spott herauszuhören aus diesen Worten, eine versteckte Anspielung. Endlich konnte er losbrechen.

„Brauchst net so versteckte Red'n z'führ'n. Meinst, i will was verheimlichen? Denk' net dran. D'Rehner-Nesl war's! So, jetzt weißt es und konnst es a verzähl'n, wennst magst.“ Flori atmete erleichtert auf.

„Wird halt für sein Muatterl bet' hab'n, da hat's weiter nix zu verzähl'n,“ erwiderte Lipp.

Diese Arglosigkeit erschien Flori geradezu als Beleidigung.

„So meinst? Bist nacha Du nia jung g'wesen?“ fragte er.

„A schon, lang 's Zeit, aber o Lauter bin i nia g'wes'n, b'onders bei Sach'n, die's Lautsein net vertrag'n. 's giebt solche, verlaß Di drauf, Flori, grad als wia's Bleamln giebt, dia's Antapp'n net vertrag'n können, so fein san's.“

So viel hatte Lipp auf einmal noch nie gesprochen. Flori war beschämt, denn er sah sich von dem Knecht schon längst durchschaut.

Er mußte ins Freie, die Dunkelheit in der Hütte drückte auf ihn, und das regungslose Gesicht Lipp's, von der Herdglut beschienen, gegen die er sich, seine Pfeife schmauchend, vorbeugte, ertrug er nicht.

Blaue, schwere Schatten krochen herauf, die zu den Gipfeln verdrängte Blut flammte zum letztenmal zornig auf.

Er blickte nach der Ferkleskunt. Die Wand, auf der die Kapelle stand, brannte noch lichterloh, doch schon kletterte auch hier die Nacht herauf, Schritt für Schritt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Konstruktionen und Kunstformen der Architektur.

Wer einmal versucht hat, Leuten Dinge völlig klar zu machen, von welchen diese keine oder doch nur eine mangelhafte Vorstellung hatten, der wird meist zu seiner Freude bemerkt haben, daß ihm selbst diese Dinge erst jetzt, indem er spricht, indem er nach ihren tiefsten Wurzeln gräbt und nach jedem fernern Zweige und Astchen herumspäht, im ganzen Umfange und in ihrem innersten Zusammenhange zu Bewußtsein kommen. Das ausgesprochene, engbegrenzte Wort hat in das weite Feld des unbestimmten Gefühls, in das schlummernde Halbwissen, Halbahnen eine so überraschende Helle, eine so straffe Ordnung gebracht, daß zum Schluß der Lehrer sich selbst belehrt fühlt. Solch Grübeln, solche tiefe Einkehr in sich, das ist auch das allein fruchttragende Lehren für den Berufslehrer. Das zwingt, sich zu Klarheit durchzuringen und immer von neuem zu lernen. Bequemer ist es allerdings, die alte überlieferte Klarre in dem angefahrenen Wege gleichgültig, gedankenlos, jahraus, jahrein

hinter sich zu schleppen, als mit Liebe und lebendigem Geist sich und seinen Schülern neue Wege nach neuen Zielen zu suchen. Da giebt es so viele Wie, Wo, Warum, die er aus seinem Eignen heraus nicht engründen, die er nur durch ernste, unter den suchenden Händen unaufhörlich wachsende Arbeit meistern kann. Manches dabei kann er für den Zweck nicht verwenden, und er nimmt es nur nebenbei als Zugabe mit. So lernt er vieles in all den langen Jahren, in denen er lehrt, und hat immer wieder Gelegenheit, nachzuprüfen und seine früheren Ansichten zu verbessern, wenn eine neue Frage die schon durchforschten Gebiete berührt oder kreuzt. Diese Möglichkeit, mit voll ausgereiften Gedanken aufzutreten, ist ein Vorzug, der die Werke alter, selbständiger Lehrer so beachtenswert macht.

Konstantin Uhde, der bewährte Braunschweiger Hochschullehrer, hat jetzt ein solches Werk, ein solches Bekenntnis einer ganzen Lebensarbeit abgeschlossen: „Die Konstruktionen und die Kunstformen der Architektur. Ihre Entstehung und geschichtliche Entwicklung bei den verschiedenen Völkern.“ Von den vier Foliobänden des Werkes: 1. Die Konstruktionen und die Kunstformen, 2. Der Hochbau, 3. Der Steinbau in natürlichem Stein, 4a. Der Steinbau in künstlichem Stein, 4b. Der moderne Eisenbau, sind bereits die ersten beiden im Verlage von Ernst Wasmuth (Berlin) erschienen, während die andern zwei erst später, aber so bald als thunlich folgen sollen. Ist es doch rein buchtechnisch keine Kleinigkeit, das Gesamtwerk mit seinen beinahe 1100 großen Druckseiten und 1500 Abbildungen zu bewältigen. Aus diesem Grunde sind auch die manchmal nicht sonderlich gelungenen Drucke nach photographischen Bauaufnahmen verzeihlich, um so mehr, da die Handzeichnungen durchweg in musterzüglicher Weise wiedergegeben sind. Leider muß aber diesen überall höchst lehrreichen Zeichnungen selbst nachgesagt werden, daß sie in zeichnerischer Beziehung nicht immer gleichwertig sind. Neben geradezu vollendeten Darstellungen, wie z. B. der des ältesten, datierten (1320) deutschen Fachwerkhäuses in Marburg, kommen auch solche mit recht unbestimmten, unsicheren Strichlagen, welche besonders die Klarheit im Schatten recht beeinträchtigen, vor. Auch den, allerdings sehr seltenen, Abbildungen aus Werken der Jahre 1870, 1871, 1872, die weder unter Zuhilfenahme, noch unter Schaltung unfres Wahrheitsapostels, des photographischen Apparates, entstanden sind, können wir Kinder des 20. Jahrhunderts kein Vertrauen mehr entgegenbringen. Der photographische Apparat hat doch den modernen Zeichnern und Forschern viel unangebrachte Phantasie abgewöhnt. Den geringen Mängeln steht jedoch viel Vorzügliches in dem Werk von Konstantin Uhde gegenüber. Vor allem verdient die Beherrschung und Behandlung des Riesenstoffes uneingeschränkte Bewunderung. Sie ist geistvoll, übersichtlich, so knapp, wie nur thunlich, und belehrt nicht nur, sie fesselt jederzeit Sachmann wie Kunstfreund.

Um eine Vorstellung von der Art und Weise zu geben, in welcher Uhde den Stoff behandelt, sei ein kurzer Auszug über das Kapitel der Steindeden gegeben. Die ersten Steindeden in griechischer und vorgriechischer Zeit waren naturgemäß Uebertragungen der vorher angewandten Dedenart, der wagerechten Holzdede; Zeit und Kunstsinne ließ weitgehende Aenderungen vornehmen, ohne daß jedoch der Grundgedanke davon berührt wurde. Diese Bauweise hatte aber vor allem den Uebelstand, große Räume nicht überspannen zu können, im Gefolge, ein Uebelstand, der für die Deden von Versammlungsräumen der kleinen griechischen Gemeinwesen nicht so empfunden wurde, als später für die viel größeren der Römer. Die Notwendigkeit, weitere Flächen zu überspannen, führt dort zu der Konstruktion der in jeder Hinsicht vollkommeneren Gewölbedede, der Kuppel und Halbkluppel über einem runden oder halbrunden Raume, und des Gewölbes, welches einer der Länge nach durchschnittenen Wölbkern ohne Wandung gleicht, des Tonnengewölbes über dem rechteckigen Grundriß.

Bei beiden stellen sich jedoch wiederum beträchtliche Mängel heraus; besonders ist die Verbindung zweier nebeneinander liegender Räume, welche in dieser Art überspannt sind, vom künstlerischen wie vom Gebrauchstandpunkte durchaus nicht zufriedenstellend. Während die Kuppel, „ein in sich abgeschlossener Charakter“, sich als nicht fortbildungsfähig erweist, findet man in dem Querdurcheinandersteden zweier Tonnengewölbe eine Lösung der Frage. Das Kreuzgewölbe ist entstanden, die Urforn des Gewölbes, welches schließlich den höchsten Anforderungen genügen soll; zunächst jedoch erfüllt es nur die eine Forderung, alle vier Seiten eines quadratischen Grundrisses in weitem Bogen bis zum Scheitel der Dede hinauf gegen den Nachbarräum zu öffnen und nur in den Ecken auf eine starke stützende Mauer angewiesen zu sein. Der Gipfel von Schönheit und Zweckmäßigkeit ist aber noch lange nicht erreicht, anderthalb tausend Jahre gehören noch bis zu dieser Vollendung des Kreuzgewölbes.

Dieses schrittweise Fortwärtsschreiten in Bauweise und Ausstattung von den ersten römischen Gewölben, welche ängstlich einen bestimmten Raum, den quadratischen, als Grundriß verlangen, bis zu den stolzer freien Gebilden der Blütezeit im 13. Jahrhundert, welche sich ungezwungen jedem Grundriß anpassen, von den kindlich plumpen, halbrunden Wölbungen bis zu den durchgeistigten, aufstrebenden Spitzbogen-Gewölben mit ihren kraftvollen Rippen, ist von Uhde dem Techniker wie Laien mit großer Liebe und Sachkenntnis nahe gebracht worden. Im weiteren Verlaufe wird der Verfall dieser die Jahrhunderte beherrschenden Dedenart geschildert: In konstruktiver Hinsicht ist das Höchste erreicht, und nun kommt der nie zufriedene Mensch auf den Gedanken, die Wirkung des Kreuzgewölbes durch seine mit der Zeit erworbene verblüßende Ge-

wandtheit in der Steinbearbeitung noch weiter zu steigern und auf rein Neufzerliches den Hauptwert zu legen.

Aus der Kunst wird Künstelei, der Verfall ist da: Absonderlichkeiten, Spielereien, die mit dem Ernst der Konstruktion nichts zu thun haben, werden erdacht. Die Spätgotik kommt mit ihrem Uebermaß von durcheinander schießenden Gewölberippen, mit Fischblasengewölben, Fächergewölben, mit Klappen, überdeckt von feiner Spigenarbeit.

Und da es auch damals Künstler gegeben hat, so sind nicht nur Kunstwerke, Wunderwerke selbst geschaffen, die über die Wahrheit, das traurige Sterben, hinwegtäuschen. Man könnte die Skapelle Heinrichs VII. an der Westminster-Abtei in London als das kunstvoll gestimmte, weitklingende Grabgeläute der mittelalterlichen Baukunst bezeichnen.

In dieses Ausklingen mischen sich jetzt altbekannte, weither kommende Klänge, die lauter und lauter werden, sich ausdehnen, bis sie schließlich ganz allein herrschen. Die Renaissance ist da, die Antike wiedergeboren! — Die alte wagerechte Steindecke hatte auf der ganzen Linie gesiegt. In den folgenden Jahrhunderten wurden natürlich nicht ausschließlich Decken auf Grund der Antike geschaffen; die geist- und schönheitsvollen Formen des Mittelalters, die dem schaffenden Künstler überall vor Augen waren, gaben noch vielfach Anlaß zu zaghafter, halber Rückkehr und zu Anlehnungen, aber im großen und ganzen ist die Folgezeit bis in das 19. Jahrhundert hinein bis zu der stillen, der schrecklichen Zeit, in der man haltlos bald nach der Antike, bald nach dem Mittelalter tappte, völlig unter der Herrschaft der wagerechten Steindecke.

Jetzt erst in der von uns miterlebten Zeit, in welcher noch ein neuer Baustoff, das Eisen, auf den Plan getreten ist, sind endlich wieder neue Grundgedanken für die Bauart von Steindecken entstanden, welche neue Formen im Gefolge hatten und auch weiterhin noch haben werden.

In der hier nur andeutungsweise wiedergegebenen Art entwickelt Uebe das ganze weite Gebiet der Baukunst: Gesimse, Bögen, Säulen, Stile usw. Der Laie wird nicht mit dem rein Technischen gelangweilt und der Sachmann findet diese wichtigste Grundbedingung für den Aufbau einer gesunden Kunst auch bei ihm unbekannt. Konstruktionen hinlänglich beschrieben, um zunächst den Gedanken des Verfassers folgen zu können, bis er sich in einem Lehrbuch des Bauhandwerks eine gründliche Aufklärung der angeführten Konstruktion in jeder Einzelheit holen kann.

Es finden sich in dem Werke von Constantin Uebe selbstverständlich auch ab und zu Ansichten, die von manchem nicht geteilt werden mögen; dies wird aber schon bei den Werken eines jeden Menschen, der nicht das Altbewährte nachplappert, der Fall sein, in viel bedeutenderem Umfange aber und beinahe unvermeidlich ist dies bei Einem, der über Kunst spricht. Ueber Gefühl und Geschmack läßt sich nun einmal nicht streiten.

Uebe selbst betont z. B. an einer Stelle seinen Widerspruch mit dem Werk von Müntens „Der optische Maßstab“, in welchem im Gegensatz zu ihm die Innenwirkung von St. Peter in Rom über die des Kölner Doms gestellt wird.

Bei der Besprechung des Holzbaues wiederum läßt ihn das warme Heimatsgefühl sein Braunschweig als die Hochburg der niedersächsischen Fachwerks-Baukunst wohl kaum mit vollem Recht erscheinen.

Hoffentlich findet das verdienstliche Werk, trotz des beträchtlichen Gesamtpreises von 75 Mark, die Beachtung und Verbreitung, welche es verdient, und trägt so dazu bei, das Stiefkind unter den Künsten, die Baukunst, weiteren Kreisen näher zu bringen. —

Heinrich Borchard.

## Kleines feuilletton.

er. Die Schneiderinnen. Im Erfrischungsraum war jeder Tisch besetzt. Ratlos blieben die drei Damen an der Treppe stehen und sahen in das Menschengewirr. Als stutete das ganze Leben des Riesenbazars hier in einer einzigen Centrale zusammen, schob und drängte sich die Menge am Büffet und in den Gängen.

„Werden wir Platz finden?“ fragte zweifelnd die älteste Dame, um deren Stirn sich schon graue Haare zogen.

„Wiege hat schon einen, Frau Direktor!“ erwiderte die elegante junge Frau und wies auf das Fräulein, das vorgetreten war und nun von einem eben leergeordneten Tisch herüberwinkte. Ein paar Minuten später sah man bei Chokolade und Eiscaffee.

„Wir ist der Arm ganz lahm vom Tragen.“ klagte die junge Frau mit einem Blick auf ihre verschiedenen Pakete.

„Warum läßt Du Dir denn die Sachen nicht schicken?“ fragte Wiege.

„Nun die großen Sachen lasse ich mir ja schicken. Aber die Bänder und den Chiffon brauch' ich heut' abend zur Toilette für die Oper, und den Caviar wollen wir zum Abend essen.“

„Dann mußt Du Dich allerdings schleppen, armes Wurm!“ Wiege setzte ein bedauerndes Lächeln auf: „Aber ist nett, daß wir uns getroffen haben.“

„Es ist sehr nett,“ bestätigte die Frau Direktor, indem sie einen Wöfel Chokolade in den Mund schob.

„Ich hab mir ein Herbstkleid gekauft,“ erzählte Wiege, „sehr schöner Stoff, schwarz mit weißen Knoppen, und ordentlich rau; es wird sehr elegant sein.“

„Es ist auch teuer genug,“ seufzte die Frau Direktor, „vier Mark der Meter und zehn Meter brauchte sie.“

„Na, Großmama, die teureren Stoffe sind die besten.“

„Und der billige Schluder sieht nicht aus, nicht die junge Frau. Ich habe heut' auch Geld ausgegeben. Sechzig Mark reichen kaum. Alles bloß für Krimskrams: Spitzen und Handschuhe und Chiffon — nein allerdings Seidenstoff zu 'ner Bluse für fünf- undzwanzig Mark ist dabei.“

„Warum haben Sie da nicht eine fertige gekauft?“ fragte die Frau Direktor, „die kauft man doch besser fertig!“

„Ach, ich lasse sie mir lieber machen; sie sitzt denn doch eleganter, und man kann sich den Besatz dazu aussuchen. Ich habe für zehn Mark Silberborten gekauft — reizend, sage ich Ihnen.“

„Na wir haben auch was in Besätzen verposamentiert,“ lachte Wiege. „Ich hab' für mein Kleid violette Sammetborde mit schwarzem Rand genommen. Aber da waren zwanzig Mark fort wie nichts.“

„Und dann noch das Futter und die Zuthaten,“ rechnete die Großmama. „Na Wiege, das Kleid kostet ohne den Schneiderlohn siebzig Mark.“

„Und nun noch der Schneiderlohn,“ nickte die junge Frau, „der geht auch noch ins Geld.“

„Ja, die Schneiderinnen sind ja heute unverschämte teuer,“ sagte die Frau Direktor im Tone tiefster Entrüstung. „Das ist ja geradezu ungeheuerlich, was solche Person heut' verlangt.“

„Drei Mark nimmt unsre den Tag,“ bestätigte Wiege, „sie arbeitet aber auch brillant.“

„Na wenn schon . . . hör' mal! Sie arbeitet drei Tage. Da hat sie also für das Kleid neun Mark. Und nun rechne noch das Essen dazu, macht pro Tag auch noch fünfzehn Groschen.“

„Ja so viel macht es,“ nickte die junge Frau.

„Man muß ja mittags 'ne Flasche Bier geben und abends womöglich auch noch eine.“

„Das thu' ich ja nun auf keinen Fall,“ erklärte die Frau Direktor, „ich gieße ihr mittags eine halbe Flasche in einen Bierbecher und abends die andre halbe. Ach nein, man muß diese Gesellschaft nicht allzusehr verwöhnen.“

„Gott, wenn man überlegt, sind ja drei Mark pro Tag nicht viel,“ meinte die junge Frau nachdenklich, „sie arbeitet doch von früh bis spät dafür und nachdenken muß sie, glaube ich, auch bei der Arbeit.“

„Na aber erlaub' mal: sie bekommt doch auch Station. Das hat Dir ja Großmama eben vorgerechnet.“ Wiege geriet ebenfalls in Entrüstung. Und was für Station! Die Frühstücksbrote sollen belegt sein.“

„Ja sie sind fürchtbar anspruchsvoll,“ seufzte die junge Frau.

„Ich kann mich noch besinnen, früher gab man 'ner Schneiderin fünfzehn Groschen und der sehr guten zwei Mark, und dann waren sie froh, wenn man sie nahm.“

„Na ja früher!“ Die Frau Direktor rümpfte verächtlich die Nase. „Früher blieben die Personen auch in ihrem Stand. Heute müssen sie ja leben und wohnen wie die Damen. Unsre Knittel wohnt möbliert für fünf und zwanzig Mark. Nun frag' ich Sie, kann die nicht einfach auf den Hof ziehen, oder in 'ne bessere Schlafstelle gehen, wie's solcher Nähmamsell zukommt?“

„Jawohl, sie wird ja!“ Die junge Frau lachte spöttisch. „Und in's Theater geht sie wohl auch? Nicht wahr? Und in's Konzert? Das zieht sich an wie 'ne Dame! Ich weiß auch nicht, wo die Gesellschaft das Recht herleitet, so anspruchsvoll zu sein.“

„Und dann stöhnen sie immer, 's wär jetzt alles so teuer, und darum müßten sie so viel Lohn fordern,“ fiel Wiege ein. „Sie sollten man bleiben, was sie sind, dann brauchten sie nicht so unverschämte Forderungen zu stellen.“

„Ich nehme überhaupt keine Schneiderin ins Haus,“ erklärte die junge Frau. „Nein, weißt Du, Wiege, erst der Mummel mit der Maschinemäherei, da leiden meine Nerven, und dann noch der Staub. Bloß nicht! Da bekommt man ja Kopfschmerzen. Ich lasse außerm Hause arbeiten.“

„Das ist aber noch teurer,“ meinte die alte Dame.

„Na ja, gewiß, da muß man ja noch die Miete mit zahlen und das Essen und das Licht; das muß ja die Schneiderin dann noch alles aus dem Lohn heraus schlagen!“ Die junge Frau höhnte.

„Ach, die verstehens überhaupt, darüber sind wir ja nun wohl einig!“

Die beiden andern nickten. Die junge Frau lächelte etwas verlegen. „Und weißt Du, ich hab' dann auch noch einen andern Grund. Gott, man hat nicht immer so alles Geld beisammen, nicht wahr? Man hat doch auch andre Ausgaben! Die Hauschneiderinnen muß man immer gleich bezahlen, die andern kann man warten lassen — ja.“

„Ja, da haben Sie recht, das ist sehr vorteilhaft,“ nickte die Frau Direktor. „Wiege, das sollten wir mit Deinem Kleid auch machen. Dann holst Du Dir noch die Stahlknöpfe für das Jackett. Haben Sie eine gute Schneiderin, Frau Wenzel?“

„Aber 'ne sehr gute! Das weiß ja Wiege.“ Die junge Frau nickte. „Willst Du zu ihr gehen, Wiege? Sie arbeitet sauber und ist fürchtbar pünktlich. Fünfzehn Mark nimmt sie für die Facon.“

„Fünfzehn Mark? Das ist ja ungeheuerlich!“ Die alte Dame schlug die Hände zusammen.

„Ich sage Ihnen ja aber, man kann sie warten lassen. Das ist die schon gewöhnt, die lassen die meisten warten. Sie müssen es

Ihr bloß nicht vorher sagen, sonst arbeitet sie erst da, wo sie gleich Geld bekommt."

"Nun natürlich, wir werden es vorher sagen!" Niece lachte.

"Da macht man denn nachher 'n paar Nebensarten."

"Und ist noch recht freundlich: Seien Sie uns nicht böse und vergleichen. Na, Niece, Du verstehst's schon."

"Ober man ist einfach nicht zu Hause", erklärte die Frau Direktor kurz.

"Ja, das wird man schon dechjeln." Die junge Frau lachte.

"Trag ihr nur Dein Kleid gleich morgen hin, Niece, oder schreib' ihr 'ne Karte, sie soll es sich holen, das macht 'n feineren Eindruck."

"Natürlich wird sie sich's holen müssen."

Die Frau Direktor setzte wieder ihre allerberächtligste Miene auf. "Niece wird zur Schneiderin gehen, zu 'ner Person, die für einen arbeitet! Aber Niece, fünfzehn Mark Macherlohn! Nein, die Schneiderinnen sind zu unverschäm!"

— Das Rundreisebillet für 15 Centimes. In einer Pariser Blaudei, die Joseph Stillösch im "Neuen Pester Journal" veröffentlicht, schildert der Verfasser, wie sehr die Pariser an ihrer Scholle hängen und wie ungern sie sich entschließen, eine Reise zu unternehmen. Er erzählt u. a.: Von einem alten Pariser glaubte man lange Zeit, daß er reise, da er in jedem Jahre den Monat August hindurch von seinem Stammrestaurant fortblieb und auch die Fenster seiner Wohnung verhängt waren. Er verreise in der That jedes Jahr für den Monat August — in einen andren Pariser Stadtbezirk. Dort lebte er im Hotel. Wenn in zwanzig Jahren alle zwanzig Pariser Arrondissements erschöpft waren, fing er wieder von vorn an. Mittlerweile hatten sich überall Veränderungen vollzogen. Bei solcher Lage der Dinge kann man sich vorstellen, welches Staunen mich befiel, als gestern ein andrer meiner Pariser Freunde, auch so ein wahrer Stod-Pariser, mir die Mitteilung machte, er sei soeben von einer Erholungsreise zurückgekehrt.

"Was Sie nicht sagen! Haben Sie sich also doch einmal dazu entschließen können? Na, das ist schön! Wo waren Sie denn überall?"

"Nun, so herum! In Antwerpen, Deutschland, Rom."

"Alle Wetter! Das war ja eine weite Reise. In Deutschland waren Sie ebenfalls?"

"Ja, in Deutschland."

"Und sogar in Rom, Sie Glücklicher! In so bewegter Zeit, bei der Papstwahl! Da müssen Sie ja die großartigsten Eindrücke gewonnen haben."

"Ich muß Ihnen leider gestehen, daß dazu die Zeit zu kurz war. Ich fuhr einfach durch..."

"Was? Sie fuhren durch Rom, ohne sich aufzuhalten? Hm! Das war schade, Sie hätten besser auf Ihre Kosten kommen sollen. Nebenbei, was hat Sie, wenn ich fragen darf, diese Reise gekostet?"

"O, blutwenig! Ich nahm ein Rundreisebillet!"

"Doch, wieviel?"

"Fünfzehn Centimes. Ich reiste nämlich in der zweiten Klasse. In der ersten Klasse hätte ich fünfundzwanzig Centimes bezahlen müssen."

"Wenn ich Sie recht verstehe, Spahvogel, haben Sie also für die ganze Reise Freifahrt gehabt und bloß die Stempelgebühr von fünfzehn Centimes entrichten müssen?"

"Nein, ich versichere Sie, es war die volle Gebühr, die ich bezahlte. Fünfzehn Centimes, gleich drei Sous. Wenn Sie wollen, können Sie dieselbe Reise zu demselben Preise zurücklegen. Das ist der festgesetzte Tarif auf der — Metropolitanbahn."

Dem war ich also glücklich aufgefessen! Er hatte die Rundfahrt über beide Linien der Pariser Untergrundbahn gemacht. Dort sind alle Stationen mit abgekürzten Namen verzeichnet. Rue de Rome heißt "Rome", Place d'Anvers heißt "Anvers" und Rue d'Allemagne ebenso kurzweg "Allemagne". Auf diese Weise reiste der Pariser über Antwerpen nach Deutschland und nach Rom... —

**Meteorologische.**

io. Ein Sonnenring aus Vulkanstaub. Der Schweizer Naturforscher Forel hat an die Pariser Akademie der Wissenschaften einen Bericht über eine Beobachtung eingesandt, die er Anfang August an drei Tagen hintereinander an dem Platz Finhaut in Wallis in einer Höhenlage von 1400—2100 Meter gemacht hat. Er sah nämlich die Sonne von einem Strahlenhof umgeben, wie er am 5. September 1883 zuerst von Bishop in Honolulu entdeckt und dann nach ihm Vishopscher Ring benannt wurde. Das Merkwürdige an dieser Himmelserscheinung ist ihr wahrscheinlicher Zusammenhang mit vulkanischen Ereignissen. Ihr Auftreten im September 1883 erfolgte neun Tage nach der großen Eruption des Krakatau in der Sundastraße. Die Entstehung dieses Vishopschen Ringes wird einer Beugung der Sonnenstrahlen infolge der Anwesenheit von Staubmassen in höheren Schichten des Luftmeeres zugeschrieben. Seiner Form nach bildet er einen Strahlenkranz um die Sonne, der aus zwei Zonen zusammengesetzt erscheint. Zunächst um die Sonne zeigt sich ein silberweißer glänzender Hof mit einem Radius von etwa 10 Grad, der außen von einem kupferroten Ring von etwa 20 Grad Breite umgeben ist. Der mittlere Radius des roten Strahlenkranzes oder

genauer der Radius des mittleren Teiles dieses Hofes beträgt etwa 15 Grad. An der inneren Grenze vermischt sich die kupferrote Zone mit der silberweißen, nach außen hin geht ihre Farbe allmählig in das Blau des Himmels über, so daß diese äußeren Umrisse nicht deutlich zu erkennen sind. Das Himmelsblau erhält in der Nähe des Strahlenhofes eine seltsame Färbung, die ganz besonders wunderbar erscheint, wenn in der betreffenden Himmelsgegend noch hochstehende Wolken vorhanden sind.

Die Beobachtungen, die Forel in diesem August gemacht hat, entsprechen in allen Einzelheiten denen des Naturschauspiels von 1883, so daß kein Zweifel daran ist, daß es sich um einen gleichen Ring gehandelt haben muß, wie er zuerst am 5. September 1883 von Bishop auf den Hawaii gesehen wurde. Während des Winters 1883/84 wurde er dann auch in verschiedenen andren Erdgegenden wahrnehmbar, im Sommer 1884 war er in ganz Mitteleuropa bei klarem Himmel ständig sichtbar, und er ist noch 1885 und sogar bis zum Juli 1886 beobachtet worden. Allerdings war die Erscheinung so matt, daß sie in der Ebene, wo die Atmosphäre mit mehr Staub beladen und mehr mit zerstreutem Licht durchsetzt ist, nur selten und schwer zu erkennen war. In Höhen über 1000 oder gar bis zu 4000 Meter über dem Meer entfaltete sich das Schauspiel dem Auge in voller Pracht, und namentlich wurde der kupferrote Ring immer glänzender, je höher der Beobachter stieg. Besonders schön trat der Strahlenhof hervor, wenn die blendende Sonnenscheibe selbst durch eine Bergspitze oder eine Wolke verdeckt war; dann leuchtete der rötliche Glanz prachtvoll durch die Ritze der Wolken oder durch die Unterbrechungen im Bergkamm hindurch.

Damals einigte man sich allgemein auf die Annahme, daß der Ring durch das Vorhandensein von außerordentlich feinem vulkanischen Staub in den oberen Schichten der Atmosphäre hervorgerufen werde, der sich fast in der ganzen Ausdehnung der Atmosphäre um die Erde herum verbreitet haben müßte. Forel sagt aus, daß er für dies Jahr die Wiedererscheinung des Vishopschen Ringes erwartet habe, zumal die Gegenwart bedeutender Staubmassen in der Luft bereits durch die Dämmerungsercheinungen des Sommers und Herbstes vorigen Jahres angekündigt war. Es entspricht auch der Erwartung, daß das Naturschauspiel diesmal noch weit blasser ist als 1884. Forel glaubt, er würde es kaum bemerkt haben, wenn er nicht besonders nach ihm ausgeschaut hätte und an seinen Anblick von früher her gewöhnt gewesen wäre, jedoch meint er, daß unter möglichst günstigen Witterungsverhältnissen und namentlich in großen Meereshöhen von mehr als 2000 Meter jeder aufmerksame Beobachter den Ring wahrnehmen kann, besonders wenn in der beschriebenen Weise der Sonnenkörper selbst abgeblendet ist. —

**Humoristisches.**

— Das rechte Wort. "Sag' mal Cousinchen, ist das wahr, daß der junge Lehmann sich bei Dir auch einen Storb geholt hat?"

"Ja — ich bin die sechste Dame aus unsrem Kreis, in die er verliebt war."

"Entsetzlich! Der Mensch ist ja der reine Runderbrenner!"

— Vertiegene Minister. Führer Lucanus Hansl: "Schauens, wanns da rechts runterfallen, da fallens in's Oberpräsidium, und wanns da links runterfallen, da fallens in's Pension!"

— Anzeige. Zwei dressierte Flöhe sind wegen Platzmangels billigst abzugeben. Triller, Dompteur. —  
(„Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Der naturwissenschaftliche Schriftsteller Carus Sterne (Ernst Krause) ist in Eberswalde plötzlich gestorben. Ihm besonders ist es zu danken, daß der Darwinismus in Deutschland so schnell populär wurde. —

— „Die stille Stadt“ von George Rodenbach wird Mitte September gleichzeitig im Berliner Deutschen Theater und im Wiener Burgtheater aufgeführt werden. —

— Der Bildhauer Franz Meßner ist nicht, wie unlängst gemeldet, als Professor an die Wiener „Kunstschule“, sondern an die dortige Kunstgewerbeschule berufen worden. —

— Die Abendausstellung (von 1/28 bis 1/210 Uhr) im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums wird vom 1. September an, mit Ausnahme der Sonntage und Montage, wieder geöffnet sein. Die Abbildungswerke und sonstigen Veröffentlichungen des Museums, unter denen sich auch die Farbendrucke der „Gewebesammlung“ befinden, sollen den Anfang machen. —

c. Eine kanadische Nordpol-Expedition ist am 22. August von Halifax nach der Hudson-Bay und dem Nördlichen Eismeer abgefahren. Die Expedition wird 1 1/2 Jahre fortbleiben und hat den Zweck, im Auftrag der Regierung botanische, geologische und naturgeschichtliche Untersuchungen vorzunehmen. Außerdem wird die Expedition von den arktischen Inseln und der Küste der Baffinsbay formell Besitz ergreifen.